

Abbot hatte ihr Waifars Aufzungen mitgeteilt, und diese steigerten Wammas Haß gegen den Christenfreund bis zu glühender Rachsucht. Schlan be- nützte das Weib seinen Einfluß auf die Gemüter, um Waifars Untergang her- beizuführen. Bald ging die Sage um, Gmilde sei eine Hexe, sie habe den Fri- ling Abbot dermaßen verzaubert, daß er keine Ruhe finde und sichtlich zusammen- falle, weil ihn die Hexe Gmilde inner- lich verzehre. Schon wurde die Ver- leumdete von vielen gemieden, und nicht wenige forderten bereits die Vollziehung der gesetzlichen Strafe an der Hexe, welche im Tode durch Erwürgen bestand.

Während dem tatendurstigen Waifar das feindliche Waffengeräusch keine Be- sorgnis einflößte und er dem Beginn des Kampfes mit ruhiger Entschlossen- heit entgegen sah, empörte ihn die Besu- delung des guten Rufes seiner Tochter.

„Das ist Wammas Lügenwort!“ sprach er. „Die verschmitzte Unholdin heßt die Leute auf weil ich ihr die Wahrheit ge- sagt, sie mit Recht eine Lügnerin und Betrügerin geheißten. Jetzt bläst sie mit giftigem Atem in die schlummernde Glut des Hegenwahnes, bis er zur Lohe em- porschlägt, darin mein Kind verbrennen soll. Nur gemacht, — ich gebe meine Tochter zum Erwürgen nicht heraus! Wer in fernem Christenlande das Licht geschaut, der unterwirft sich nimmermehr den tollen Bräuchen des Götzenglaubens, — er kämpft mit der Finsternis und stirbt, wenn er sie nicht bezwingen kann.“

„Mannhaft gesprochen!“ rühmte Wol- fram. „Ich werde Dein Kampfgenosse sein, mit Dir fallen oder siegen.“

„Du hast zwar die Zauberfrau das geheißten, was sie ist, — dennoch steht die Überzahl auf ihrer Seite,“ sagte Wilitrude im Tone ernster Besorgnis. „Du bist kühn, streitbar und tapfer, wie kein anderer, — kann dies helfen? Die Zauberfrau wird das ganze Hefsenvolk wider uns hezen, und dann müssen wir allesamt untergehen.“

„In fallen im Streite für eine gute Sache, ist rühmlich und kein Unglück,“ erwiderte Gmildens Vater.

Schon hatte die Aufregung sehr be- denklichen Charakter angenommen. Im- mer lauter klrirten die Waffen, der Hegenwahn fletschte grimmig die Zähne und forderte mit wildem Getöse sein Opfer. Wammas hatte bereits den Strick gedreht, mit dem Gmilde erwürgt wer- den sollte.

Für Waifar bestimmte das Gesetz einen schmachvollen Tod.

„Waifar darf im Streite nicht er- schlagen, er muß lebendig gefangen und an ihm die Säkung gegen Überläufer und Verräter vollzogen werden,“ erklärte die Zauberfrau. „Er ist zum Christen- gott übergelaufen, ein Verräter an den Aßen Walhallas ist er. Darum muß ihm ein Felsstück an den Hals gebunden und er im Sumpfe versenkt werden.“

(Fortsetzung folgt.)

Verlangt, daß Leser, welche ihren Wohnsitz wechseln, uns sofort benachrichti- gen und nicht vergessen, neben ihrer neuen auch ihre alte Postoffice anzugeben, damit wir die Zeitungen nach der neuen Postoffice senden, aber auch die Zeitung nach der alten Postoffice einstellen können.

Im Elternhause.

Von P. Peter, O.S.B.

Die regelmäßigen Leser des „St. Pe- tersboten“ werden sich wohl noch erinnern, wie ich ihnen unter dem 25. Juli meine Erlebnisse und Beobachtun- gen auf der Reise von Sankt Petersburg nach New York mitgeteilt habe. Einige möchten vielleicht auch gerne erfahren, wie es mir fernerhin auf meiner Reise ergangen ist. Diesem Wunsche soll hiermit willfahren werden.

Am 16. Juli las ich im Leo-Haus zu New York um halb 6 Uhr die hl. Messe und bat den lieben Gott noch einmal inständig um seinen Beistand und um eine günstige Seereise. Ich ließ mir etwas amerikanisches Geld in deutsches austauschen und bestieg alsbald das stolze, majestätische Schiff, welches den Namen des Kronprinzen Wilhelm von Deutschland trägt und nun im Begriffe stand, seine 62. Seereise zu vollenden. Dieser schwimmende Palast ist ein Doppelschraubenschneeldampfer, der im Jahre 1901 erbaut worden ist und in der Länge 663,4, in der Breite 66 und in der Tiefe 43 Fuß mißt. Die Ma- schinen, welche ungefähr 500 Tonnen Kohlen pro Tag verzehren, erzeugen 33.000 Pferdekraft und schieben das kolossale, eiserne Ungetüm mit einer Ge- schwindigkeit von 23 Seemeilen per Stunde vorwärts. Eine Seemeile ent- hält eine ganze englische Meile und noch ungefähr 50 Ruthen. Die Distanz zwischen New York und Bremerhaven beträgt 3582 Seemeilen. Und diesen Seeweg legt der Dzeandampfer gewöhn- lich in weniger als 7 Tagen zurück. Die größten Lokomotiven der amerikanischen Eisenbahn-Magnaten sind im Vergleich zu den Maschinen eines Schnellpost- dampfers des Norddeutschen Lloyd nur wie Kaffeemühlen.

Um 9 Uhr setzte sich das Schiff in Bewegung, zuerst langsam, dann aber schneller und immer schneller, so daß die große Hafenstadt New York und das übrige Festland des amerikanischen Kon- tinentes in unserm Auge bald entrückt war.

Die Schraube knarrt, der Schornstein pafft, Und seewärts geht's mit voller Kraft. Musik ertönt und lauter Sang — Und manchem wird's ums Herz schon bang; Er rafft sich auf, faßt sich ans Herz Und betend blickt er himmelwärts.

Der erste Mittag auf dem Schiffe ist vorüber und alle Pössagiere spazieren auf dem Verdecke auf und ab und ge- nießen die erquickende Seeluft. Das Wetter ist herrlich. Der Dzean, dieser gewaltige Riese, der schon so viele Menschenkinder in seiner Zorneswut verschlungen, ist ruhig und glatt. Ohne besonderes Aufbrausen trägt er unseren „Kronprinz Wilhelm“ auf seinem brei- ten Rücken. Kein Land ist mehr in Sicht, soweit das Auge reicht. Auch ich spazierte auf und ab. Für jene, welche mich freundlich anblickten, fand ich auch ein Wort und so hatte ich mir bald mei- ne Gesellschaft herausgesucht. Wir unter- hielten uns, erzählten Geschichten, Abenteuer und Märchen und suchten so die unangenehme Langeweile zu ver-

treiben. Wenn wir nur schon den Sonntag hinter uns hätten, riefen wir öfters aus. Ich selber nannte die See- reise kurzweg das großartige Nichtstun. Einen besonderen Freund fand ich in der Person des hochw. Herrn Constau- tin Nau. Er fuhr zwar erster Klasse, aber dennoch hielt er sich meistens bei mir in der zweiten Klasse auf, weil, wie er sagte, die Passagiere in der ersten Kajüte so steif seien wie ein Cylinderhut, und so kalt, wie das gleißende Edelme- tall, das sie in der Tasche trugen. Au- ßer einigen großen Fischen und Möven habe ich nichts Bemerkenswerthes auf der See gesehen. Ein Tag war schöner als der andere. Aber dennoch wurde eine Anzahl Reisender von der altherkömm- lichen Seekrankheit befallen. Ich selber war weder gesund noch krank. Am 24. Juli morgens kamen wir endlich in Bremerhaven an. Alles lachte, alle waren wieder gesund und versuchten deutsch zu sprechen. Nachdem wir das Schiff verlassen hatten und unser Gepäc von Zollbeamten revidiert worden war, brachte uns ein Sonderzug nach Bremen. Die Fahrt nahm zwei Stunden in An- spruch. Was mir sofort auffiel waren die alten Steingebäude mit den hohen roten Ziegeldächern. Die einheimischen Leute blickten alle mit Neugier auf die Ankömmlinge. Die Eisenbahnwagen haben den Gang an der Seite, statt, wie die amerikanischen, in der Mitte. Jeder Wagen wieder in mehrere Coupes einge- teilt, deren jedes mit einer Türe verschlos- sen werden kann und 8 Sitze enthält. Je 4 Personen saßen sich gegenüber. Es erschien kein Kondukteur um die ver- schiedenen Ortschaften auszurufen oder um die Fahrkarte zu zwacken. Die Fahr- karte mußte man abgeben beim Einritt in den Bahnhof, der fast überall mit einem geschlossenen Gitter umgeben ist. In Bremen sah ich im städtischen Mu- seum das Skelet eines ungeheueren Wall- fisches. Noch an demselben Tage fuhr ich gegen Mitternacht per Schnellzug von Bremen ab und kam am nächsten Tage abends wohlbehalten bei meiner Schwe- ster in Amberg an. Ich kann es nicht beschreiben, wie mir zu Mute war, als ich die letzten Meilen der Reise zurück- legte. Ich wußte nicht, sollte ich lachen oder weinen. Der Zug dünte mir nicht mehr schnell genug zu laufen. Endlich kam ich an. Doch ich erkannte nicht mehr meine Schwester und sie mich auch nicht. Erst nachdem sie angefangen zu reden, erkannte ich sie an ihrer Stimme. Nun war ich in guten Händen. Die brave Schwester bot alles auf, um mir den dreitägigen Aufenthalt recht gemütlich und angenehm zu machen. Sofort er- stattete ich meinem Vater Bericht über den glücklichen Verlauf der Seereise und bestimmte den Tag meiner Ankunft im Elternhause.

Nachdem ich mich von der Ermüdung der langen Reise gehörig ausgeruht hat- te, bestieg ich am 29. Juli abermals den Zug, der mich nun zum Ziele meiner Wanderschaft, in die vielgeliebte Heimat bringen sollte. Je näher ich zur Hei- mat kam, desto größer wurde in meiner Brust das Gefühl der Sehnsucht, der Liebe, der Freude und Aufregung.

Nur noch einmal in meinem ganzen Leben, Ja möcht' ich meine Eltern wiederseh'n, Was wurde ich dafür nicht alles geben, O könnte das nur einmal noch gescheh'n. Ich wuerde sie sodann mit holden Blicken Und mit dem reinen kindlichen Vertrau'n An mein glue hend heißes Herze drueden Und wonnenvoll dann in ihr Antlitz schau'n.

Ich sollte zwar nicht das Glück haben meine Mutter wieder zu sehen, denn der liebe Gott hat sie in meiner Abwesenheit zu sich genommen, aber ich sollte bei meiner Ankunft im Elternhause meinem hochbetagten, dreißigjährigen Vater wiederum ins klare Auge schauen dürfen. Kaum hatte der Zug angehal- ten, so streckten sich schon die Hände mei- ner Anverwandten mir entgegen. Wie aus tiefem Schlafe erwachend, mußte ich mich erst bestimmen, wer sie wohl sein mögen, denn sie trugen schon die Spuren vieler Jahre auf ihren Gesichtern. Da ich noch zwei Stunden Weges per Fuhr- werk zurücklegen mußte, so nahmen wir vorerst ein wenig Rast und alsdann fuhr ich zur Rechten des Herrn Pfar- rers zum Hause meines Vaters. Vierzehn Jahre waren verflossen, seit- dem ich als dreizehnjähriger Ana- mütterseelenallein die Reise nach Ameri- ka antrat — und jetzt sollte ich als Ge- salbter des Herrn noch einmal das Haus betreten, in dem ich geboren war. Meine Erregung und Freude war grenzenlos. Schon war ich auf bekannten Wegen, schon sah ich das Wallfahrtskirchlein unserer lieben Frau hoch oben auf dem Berge, schon erkannte ich die Häuser, die Bäume und selbst die Steine, da erblickte ich endlich auch das Elternhause. Meine Angehörigen waren schon alle versammelt und kamen lautlos mir entgegen. Ganz hinten stand mein greiser Vater. Obwohl ich ihn schon von Weitem erkannte, so war doch ich für ihn unbekannt. Das Fuhrwerk hielt an. Es war ein feierlicher Augenblick. Ich stieg aus und eilte auf jenen zu, dem mein Besuch vor allem galt, meinem Vater, umarmte und küßte ihn. Nie- mand konnte ein Wort reden. Ich nahm den Vater zu mir auf das Fuhrwerk und freudestrahlend näherten wir uns dem Elternhause, wo ein festliches Freuden- mahl uns alle in Liebe und Freude ver- einigte.

O möchte man den hohen Wert erkennen, Wie gut es ist, wenn Eltern lange leben. Ja jedes Kind, es darf sich glücklich nennen Wenn es sich sieht von ihnen stets umgeben. Ihr Kinder, die ihr jetzt das Glück genießet, Daß eure Eltern noch am Leben sind, Sucht, daß ihr ihre Tage stets verführet Wie sich's gebührt für jedes gute Kind. O, bittet Gott, daß sie recht lange leben, Behandelt sie gerecht und liebevoll Seid euren Eltern kindlich fromm ergeben, Dann geht es euch auf Erden immer wohl.

Korrespondenzen.

Fulda, Saks., den 22. Sept. '07. — Letzten Donnerstag weilte Vater Chry- sostronus bei unserm Pfarrer auf Besuch und freute sich über den Fortschritt den die Gemeinde seit letztem Jahre gemacht hat. Im Sommer von 1903 bis Okt. desselben Jahres war zweimal im Mo- nat Gottesdienst im Hause des Herrn Kreizenbeck, der an dem nordwestlichen